

DIE HEIDENMISSION IN DER ZUKUNFTSSCHAU JESU

von Max Meinertz

Unter dem vorstehenden Titel hat David Bosch eine wertvolle Untersuchung veröffentlicht (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments. Herausgegeben von W. Eichrodt und O. Cullmann, Nr. 36, Zürich, Zwingliverlag 1959, 210 Seiten, 19 DM), die den Untertitel führt: Eine Untersuchung zur Eschatologie der synoptischen Evangelien. Der holländische, in Südafrika tätige Verfasser hat mit ihr an der theologischen Fakultät der Universität Basel promoviert und ist dementsprechend von Oscar Cullmann stark beeinflusst. Bei feinem Verständnis und umfassender Kenntnis weiß er maßvoll und eindrucksvoll meistens die rechte Mitte zwischen Extremen — extreme Eschatologie, ausschließlicher Partikularismus, hemmungsloser Universalismus, Verkümmern des gegenwärtigen Gottesreiches — einzuhalten. Das wesentliche Ergebnis seiner Untersuchung faßt Bosch (S. 193) in folgenden Worten zusammen: „Der irdische Jesus weiß sich ausschließlich zu seinem eigenen Volk gesandt und hat diesem Volke mit vollem Einsatz und unbedingter Treue gedient bis zu seinem Tode am Kreuze, wo er in seiner Sterbensstunde noch zuletzt ausruft: ‚Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun‘ (Lk 23, 34). So bleibt er im Leben und im Sterben mit Israel vereint. Dieser sein ‚Partikularismus‘ ist jedoch nur verständlich, wenn er in Verbindung mit seinem ‚Universalismus‘ gesehen wird. Indem Jesus seine und seiner Jünger Arbeit auf Israel beschränkt, schafft er die Voraussetzungen für eine spätere weltweite Missionstätigkeit“. Jesus hat das Volk Israel in die Entscheidung gestellt, aber er ist bewußt für die „Vielen“ (= alle Menschen) gestorben. Auch der irdische Jesus hat auf die Sorge um die Heiden für die Zukunft hingewiesen. Die Sendung an die Heiden, die im Gleichnis vom Hochzeitsmahl durch die Einladung der Leute an den Ausgängen der Wege dargestellt wird (Mt 22, 9), braucht also nicht späterer Gemeindeüberlieferung anzugehören. Auch der universale Missionsbefehl des Auferstandenen ist echt und paßt in den gesamten Zusammenhang durchaus hinein. Sehr zutreffend wird — was schon oftmals betont worden ist — hervorgehoben (S. 187), „daß es in den Auseinandersetzungen der Apostelzeit gar nicht um das grundsätzliche Recht der Heidenmission ging, sondern vielmehr um die *Bedingungen*, unter denen die Mission erfolgen darf, um den Verkehr zwischen Juden und Heiden, um die theologischen Auseinandersetzungen zwischen Gesetz und Evangelium. Nie bestand in der Urgemeinde Anlaß dazu, sich für das Recht der Heidenmission auf den Missionsbefehl zu berufen. Der Ur-

gemeinde stand von Anfang an die Bestimmung des in Jesus erschienenen Heils für die Völkerwelt fest, aber das ‚Wie‘ war verborgen. Über dieses ‚Wie‘ wird in Mt 28, 16—20 Par. nichts ausgesagt. Darum berief man sich in den Auseinandersetzungen nicht auf diese Stelle.“ Bosch weist sehr stark darauf hin, daß auch nach Tod und Auferstehung Jesu zunächst die Apostelarbeit bei den Juden begann, denen nochmals eine Gnadenzeit gewährt wurde. Erst mit der Geistsendung am Pfingstfeste und der damit ins Leben tretenden Kirche ist die eigentliche Missionszeit da. „Die Folge der Verwerfung Jesu durch Israel war nicht unmittelbar die Heidenmission, sondern sein (Jesu) Tod am Kreuz. Jenseits dieses Kreuzes wird das ‚zuerst‘ aufgehoben, bricht das Gericht Gottes ein über das verstockte Gottesvolk, und entsteht die neue Gemeinde, welcher der Weinberg Gottes anvertraut wird“ (S. 124). In diesem Sinn ist in der Tat das Gleichnis von den bösen Winzern zu deuten. Die „ändern“, denen der Weinberg gegeben wird (Mk 12,9), sind nicht einfach die Heiden im Gegensatz zu den Juden. „Vielmehr muß man hier das neue Gottesvolk verstehen, die Gemeinde der Messiasgläubigen aus Heiden und Juden“ (S. 123). „Wenn die Juden ihren Messias verwerfen, ist die Judenmission nur möglich unter der Voraussetzung, daß dieser Messias für die Juden sein Leben hingibt, auferweckt wird und seinen Heiligen Geist sendet. Der Tag der Ausgießung des Heiligen Geistes (Apg 2) ist darum die Geburtsstunde sowohl der Heiden- als der Judenmission“ (S. 194).

Die Kirche der Zukunft („Ich werde bauen“) ist also vom irdischen Jesus ausdrücklich geplant. Da Jesus starke Ablehnung bei den Juden gefunden hat und selbst von einer „kleinen Herde“ spricht, hat man vielfach von einer Anknüpfung an die alttestamentliche „Resttheologie“ gesprochen. Da dieser Hinweis aber mißverständlich ist, läßt man ihn wohl besser fallen. Im Sinne der Absonderung, etwa wie bei der Qumran-Gemeinde, hat Jesus niemals etwas von einem solchen „Rest“ wissen wollen. Im Alten Testament dagegen überwog der Gedanke, „daß der ‚Rest‘, ob schon zahlenmäßig stark reduziert, immer noch Vertreter des ganzen Volkes Israel war, und ihm gegenüber auch verantwortlich“ (S. 83). In diesem Sinn kann man tatsächlich von einem Restgedanken sprechen. Unter Hinweis auf Oscar Cullmann bemerkt Bosch, daß „die ganze Heilsgeschichte sich von Anfang bis Ende nach dem Prinzip der Stellvertretung in einer progressiven Reduktion abwickelt. Von der ganzen Schöpfung geht der Weg der Menschheit, von der Menschheit zum Volke Israel, vom Volke Israel zum (alttestamentlichen) ‚Rest‘, vom Rest zum Einen, Jesus. Vielleicht liegt in dieser Tatsache der Grund, warum Jesus sich mit Vorliebe ‚Menschensohn‘ genannt hat, denn gerade der danielische Menschensohn war zugleich eine individuelle Gestalt und eine repräsentative, nämlich als ‚Volk der Heiligen des Höchsten‘. Gerade diese Doppeldeutigkeit des Menschensohnbegriffs macht ihn für Jesus geeignet. Der alte Bund ist durch sein Kommen antiquiert und der Restgedanke samt der ganzen jüdischen Theologie überholt. Jesus ist in seiner

Person der ‚Rest‘ Israels, der die Verkörperung ganz Israels, ja der ganzen Menschheit darstellt. Darum kann Paulus ihn bezeichnen als ‚zweiten Adam‘ und als Haupt seines Leibes, der seine Gemeinde ist“ (S. 84).

Mit Jesu Auftreten hat die Eschatologie begonnen, mit seiner Person hängt die „eschatologische Zeit“ zusammen, das „Gottesreich“ — selbst ein eschatologischer Begriff — ist da, freilich noch nicht in seiner Vollendung. Die Kirche ist nicht einfach identisch mit dem „Gottesreich“ (oder der „Gottesherrschaft“), aber sie ist die Trägerin des letzteren oder, wie Josef Schmid¹ sich ausdrückt: „Organ des auf Erden sich durchsetzenden Gottesreiches“. Das gegenwärtige Gottesreich „wächst“, namentlich durch die Mission, zu seiner Vollendung heran, nicht durch einen Naturprozeß des natürlichen Wachstums, sondern durch übernatürliche Kräfte. Darum ist der Eintritt der Vollendung nicht ein zwangsläufig sich von selbst ergebender Reifevorgang, sondern eine Tat Gottes. Ein solches Wachstum des Gottesreiches wird heute freilich vielfach bestritten, und doch liegt es in dem vollen Ernstnehmen der Tatsache des gegenwärtigen Gottesreiches beschlossen. Durch die verschiedenen Wachstumsgleichnisse wird es anschaulich gemacht. Man überbetont bei ihrer Erklärung vielfach die an sich richtige Tatsache, daß in den Gleichnissen, etwa vom Senfkorn und vom Sauerteig, der Hauptnachdruck auf dem Gegensatz so klein und dann so groß liegt. Dabei lehnt man es ab, aus der Schilderung des Wachstums in der Zwischenzeit Folgerungen zu ziehen. Demgegenüber sagt Bosch zutreffend: „Wie bei den Gleichnissen von der Wachsamkeit der Hauptakzent auf dem *Interim* liegt, so liegt er hier auf dem der Zwischenzeit vorangehenden *Anfang* und der sie abschließenden Vollendung. Dennoch darf man die Bedeutung auch der Zwischenzeit in diesen Gleichnissen nicht leugnen. Das überwältigende Ende geht ja nicht *unvermittelt* aus dem kleinen Anfang hervor. Dafür wäre das Bild von dem Emporwachsen der Senfstaupe und von der Durchsäuerung des Teiges herzlich wenig geeignet. Auch in diesen Gleichnissen wird folglich die entscheidende Bedeutung des Interims ganz ernst genommen“ (S. 142 f.). Ich habe diese Frage in meinem Aufsatz „Zum Ursprung der Heidenmission“ für die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Päpstlichen Bibelinstituts in Rom behandelt². In der gleichen Festschrift³ hat Otto Kuss sich „Zum Sinngehalt des Doppelgleichnisses vom Senfkorn und Sauerteig“ geäußert. Dabei heißt es (S. 653): „Das Reich Gottes ‚wächst‘ also, es gibt eine Art ‚Fortschritt‘ und ‚Entwicklung‘ bis zu einem Endstadium, das sich von dem unansehnlichen Anfang beträchtlich unter-

¹ Das Evangelium nach Markus (Regensburger NT, 3. Aufl., 1954, 38).

² *Analecta Biblica* 11, Roma 1959, 194—209 = *Biblica* 40, 1959, 641—653. Vgl. auch meine Bemerkungen in der *Theologischen Revue* 55 (1959), 217 f. (bei der Besprechung von J. B. Bauer: *Bibeltheologisches Wörterbuch*), und: *Theologie des NT I* (1950), 30 ff.

³ *Biblica* 641—653.

scheidet. Daß dieser Gedanke für Jesus unvollziehbar gewesen sei, ist ein Vorurteil ...“ Bei dem unleugbar vorhandenen Band zwischen Jesus und der Kirche wird man „mit gutem Recht in den beiden kurzen Gleichnissen einen — keineswegs das Ganze, aber einen wichtigen Teil des Ganzen treffenden — Hinweis auf die göttliche Verwirklichung des Reiches Gottes sehen dürfen, wie sie ‚wunderbar‘ und doch nach ‚natürlichen‘ Wachstumsgesetzen zu ihrem Teil auch in der Geschichte der Kirche sichtbar wird“. Ebenso legt Mussner⁴ mit Recht den Nachdruck auf den Kontrast zwischen Gegenwart und Zukunft, spricht aber außerdem vom „verborgenen Wachstum der Gottesherrschaft“ oder von einem Wachstum, wenn es auch „einstweilen noch so unscheinbar und verborgen ist“⁵.

Die Zwischenzeit ist eine Zeit der Arbeit fürs Gottesreich. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, „daß alle Gleichnisse, die von der Wachsamkeit und Bereitschaft der wartenden Jüngerschar handeln, unverstänlich wären, wenn sie nicht ein Wort von der Verpflichtung zur weltweiten Verkündigung der Gottesherrschaft — eben ein Wort wie Mk 13, 10 Par. — als Voraussetzung hätten. Zu einem gewissen Grad gilt das auch von den sogenannten Wachstumsgleichnissen“ (S. 143). Bosch betont mit Recht zum Verständnis auch mancher scheinbar widerspruchsvoller Jesusworte von der Zukunft die sogenannte prophetische Perspektive. Die Gemeinde überlieferte und las Worte wie Mk 9, 1 mit anderen Worten zusammen, „und sie wußte von den mächtigen Ereignissen der Auferstehung und der Ausgießung des Heiligen Geistes, die in ihrer Mitte wirksam waren. Von dort her war es ihr möglich, die Worte ihres Herrn — auch wenn sie sich gegenseitig scheinbar widersprachen — treu zu überliefern“ (S. 147). Die wiederholten Mahnungen zur Wachsamkeit setzen die Möglichkeit sowohl der Nähe als der Ferne der Vollendung voraus. Aber eben deswegen haben die Jünger „nur mit der Nähe, nie aber mit der Ferne jenes Tages zu rechnen. Worte wie Mk 13, 10; Mt

⁴ 1 Q Hodajot und das Gleichnis vom Senfkorn (Mk 4, 30—32 Par), in: *Biblische Zeitschrift* 4, 1960, 128—130.

⁵ M. J. Congar: Geschichtliche Betrachtung über Glaubenspaltung und Einheitsproblematik, in: *Begegnung der Christen*, Stuttgart u. Frankfurt 1959, 405—429, S. 408, drückt sich folgendermaßen aus: Zum Verständnis der katholischen Lehre von der Kirche müsse man von der Auffassung ausgehen, „daß das Reich Gottes auf Erden Gestalt angenommen hat — zwar nicht in seiner Fülle und nicht in der Weise, in der es erscheinen wird ..., wohl aber in der Art, wie es der Zeit seiner ersten Ankunft in Niedrigkeit entspricht“. Vgl. das umfangreiche Buch von Congar: *Der Laie*, Stuttgart 1957, 98 ff., z. B. auf S. 148: Die Gleichnisse vom Sauerteig und vom Senfkorn „sind Gleichnisse vom Reiche, insofern es in der Kirche beginnt, oder entsprechend: Gleichnisse vom Glauben, die wohl eine Entwicklung in der Welt einschließen, aber nicht eine Entwicklung der Welt meinen“, oder S. 155: Es führt „jede Untersuchung des Begriffes des Gottesreiches im Neuen Testament zur Anerkennung einer irdischen und dynamischen Phase desselben, die der Kirche und der Zeit der Kirche entspricht“.

16, 18, und die Gleichnisse von der Wachsamkeit mahnen die Jünger, daß dieses Wachen ein *Handeln* sein soll⁶. Der Jünger muß jeden Tag wachen, als wäre es der letzte Tag, und jeden Tag arbeiten, als läge jener letzte Tag noch in der weiten Zukunft“ (S. 148).

Wenn Jesus *Lk* 21, 24 von den „Zeiten der Heiden“ spricht, die nach der Zerstörung Jerusalems einsetzen, dann kann man nicht leugnen, daß bei diesen Zeiten auch „an die Zwischenzeit als Zeit der *Heidenmission* gedacht ist“ (S. 174). Bosch weist darauf hin, daß die gelegentlichen Reisen Jesu ins heidnische Land natürlich in keiner Weise „einen Verzicht auf die Tätigkeit am eigenen Volke“ bedeuten können. „Auch im Heidenland weiß er sich als nur zu Israel gesandt. Die Ereignisse in Tyrus und Sidon, Gerasa und der Dekapolis sind geradezu Zeichen, die Jesus da und dort im fremden Land aufrichtet, und die über das *πρωτον Mk* 7, 27 hinaus für die Zukunft eine volle Zuwendung des göttlichen Heils an die Heiden gewährleisten“ (S. 103).

Gewiß kann man zu den weitreichenden Ausführungen des Verfassers manchmal einige kritische Anmerkungen machen. So scheint er mir die Bedeutung des Alten Testamentes für die Stellung Jesu nicht ausreichend zu würdigen. Es besteht freilich kein Zweifel, daß die Israeliten in der alttestamentlichen Zeit keine eigentliche Heidenmission betrieben haben — trotzdem „kümmert das Alte Testament sich doch ständig um das Heil der Heiden“ (S. 41 Anm. 46) —, aber namentlich die jesajanische Prophetie geht bereits in ein aktives Sichkümmern über. Und wenn Jesus sich als Iesajas „Gottesknecht“ weiß — was Bosch sehr stark betont —, dann muß ihm solche Aktivität vor der Seele stehen. Es ist des weiteren zutreffend, daß die Entsendung des Jahvepropheten Jona zu den Heiden eine Ausnahme im Alten Testament bildet. Auf jeden Fall aber ist das Buch Jona ein Hinweis darauf, daß Gottes „Heilswille weiter reicht als die Grenzen des eigenen Volkes und deshalb zur Missionsaufgabe hinführt“ (Arthur Weiser). Für die Stellung Jesu macht es nichts aus, daß die Sendung gegen den Willen des Propheten erfolgte. Es genügt, daß es Gottes Wille war, und daß Jona bestraft wurde. Vor allem ist aber zu beachten, daß Jesus selbst auf Jona hinweist, und zwar gerade auf seine Predigt, durch die die heidnischen Niniviten bekehrt wurden, und daß er sich in übersteigernden Vergleich zu Jona stellt: Hier ist mehr als Jona (*Mt* 12, 41).

Durchaus zu Recht unterstreicht Bosch „die Bedeutung des eschatologischen Moments sowohl im letzten Mahl Jesu als auch in den Abendmahlsfeiern der späteren Gemeinde“ (S. 182). Die Eucharistie weist sowohl auf das Todesmahl Jesu als auf das messianische Mahl der Endzeit hin. Ebenso trifft es zu, daß das eucharistische Mahl wesentlich auf

⁶ So richtig und wichtig dieses Handeln auch ist: Die von Bosch vertretene These der reformierten Theologie, daß die Kirche eine Funktion der Mission sei — nicht umgekehrt die Mission eine Funktion der Kirche — übertreibt und entwertet die Kirche.

die Gemeinschaft des neuen Gottesvolkes abzielt (1 Kor 10,17: „Weil ein Brot, sind wir viele ein Leib, denn alle haben wir an dem einen Brote teil“). Daraus ergibt sich aber nicht der Tadel für die „neuere katholische Ekklesiologie“, den B o s c h in folgende Worte kleidet: „Die fortgesetzte Inkarnation Christi wird immer stärker betont, und man redet schon von der ‚Dauergegenwart‘ des Fleisches Christi im Kommunikanten“ (S.182, Anm.34). Abgesehen von der nicht sehr glücklichen Formulierung des Satzes: Hier liegt kein echter Widerspruch vor. Ich verweise nur auf Jesu Worte wie Mt 18,20 („Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“) und Mt 28,20 („Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“). Natürlich weisen diese Worte nicht unmittelbar auf die Eucharistie hin. Aber sie zeigen doch, daß die Erwartung für die Zukunft die Gegenwart Jesu in irgendeiner Form innerhalb der Kirche nicht ausschließt.

Ebenso liegt kein Gegensatz zwischen Missionsarbeit unter den Heiden und dem „Erwartungsuniversalismus“, nach dem „Heiden, als solche, die zum Reiche berufen sind, mit dem Anbruch der messianischen Zeit offenbar würden“, so daß die Kirche eine Aufgabe in die Hand nehmen würde, die Gott sich vorbehalten hat. „Nein! Die Heidenmission ist keine ‚Verlegenheitslösung‘, keine Folge der ‚Parusieverzögerung‘, keine Schöpfung des genialen Apostels Paulus, sondern geht auf *Jesus* zurück. Wenn der Gebrauch des Passivs in Mk 13,10 Par. die Mission als *Gottes* Sache ausweist, so besagt doch die Verwendung des Verbuns *κηρύσσειν*, daß es hier zugleich um einen *menschlichen* Einsatz geht. Der auferstandene und erhöhte Herr missioniert *selber* in der Gestalt des *Heiligen Geistes* durch *seine Boten*. Darum ist eine zentrifugale Mission erst nach Pfingsten möglich. Jesus Christus geht in der Gestalt seines Geistes selber zu den Völkern und bereitet so durch seine Boten die Welt auf sein Kommen vor“ (S.198 f.). Diese Botenarbeit ist ein „Mitwirkendürfen an der gnadenweise geschenkten Vorwegnahme der Stunde des Gottesheils“ (Joachim Jeremias).

Das Buch von B o s c h ist eine wirklich erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiet der biblischen Missionsbegründung. Daher rechtfertigt sich wohl eine etwas ausführlichere Darlegung seiner Gedanken, über den Rahmen einer kurzen Besprechung hinaus.